

Das höchstgelegene deutsche Kloster

In der Höhe des Kreuzberges, der seinen Namen als in anderen deutschen Ländern. Unvollständig lenkt sich daher der Blick auf das auf dem Kreuzberg gelegene Kloster, eine Siedlung der Franziskaner. Ist der Kreuzberg schon zur Sommerzeit rau und unwirtlich, so ist im Winter das Bild grau und unwirtlich. Die Höhe des Kreuzberges, die sich auf der Wasserkuppe bis zu 1000 m erhebt, so bietet er im Winter ein Bild grauer Felsen und unwirtlicher Höhen. Die Höhe des Kreuzberges, die sich auf der Wasserkuppe bis zu 1000 m erhebt, so bietet er im Winter ein Bild grauer Felsen und unwirtlicher Höhen. Die Höhe des Kreuzberges, die sich auf der Wasserkuppe bis zu 1000 m erhebt, so bietet er im Winter ein Bild grauer Felsen und unwirtlicher Höhen.

Die Landgraf Philipp von Hessen gegen den Alkohol vorging

Landgraf Philipp von Hessen, dessen schöner lateinischer Name „magnanimus“ (der Großmütige) ganz verkehrt mit „der Grobmütige“ als Zunahme wiedergegeben wird, war ein sehr streitbarer Herr und konnte ganz besonders grimmig werden, wenn er einen Betrunkener sah. An einem schönen Juniabend war er in Canau und traf hier am frühen Morgen einige stark bezechene Burden an, die er gewaltig anbrüllte. Seine Vorhaltungen machten jedoch auf die Burden keinen Eindruck. Das ergrimmte den Landgrafen sehr, und da es mit der Befragung der Burden nicht abgehen konnte, so erließ er unter dem 6. Juni 1553 eine geharnischte Verordnung gegen das verderbliche Gelag und die Siffererei in seinem Lande. Das übermäßige verderbliche Trinken des gebrannten Weines sollte im ganzen Lande gänzlich verboten werden. Die Branntweinbrennereien aller gefundenen Vorräte verlor und wurde obendrein gleich mit 2 Gulden bestraft. Das Beste in dieser Verordnung aber war, daß der beschlagene Branntwein seinen Amtsknechten gehörte, sofern sie die Hälfte seines Wertes zugunsten der landgräflichen Kasse verordnen ließen. Die größere Hälfte jedoch sollte den Amtsknechten verbleiben, „auf daß sie desto fleißiger Aufsehens haben“. So wurde denn die gutgemeinte landgräfliche Bestimmung in ihr Gegenteil verkehrt, denn die Amtsknechte ließen sich den in ziemlicher Menge beschlagnahmten Branntwein nicht nur gut schmecken, sondern trieben noch einen sehr gewinnbringenden Handel mit ihm, bis der Landgraf darüber kam und die größere Hälfte einsacken ließ.

Am Ausguck

Seit wann wir Pferdefleisch essen.

Seit dem Kriege hat sich in Deutschland der Genuß des Pferdefleisches beträchtlich gesteigert. Vor dem Kriege genoß man und genoßen nur einzelne Schichten der Bevölkerung als seltene Ausnahme Pferdefleisch. Trotz der größeren Verbreitung des Pferdefleisches als Speise besteht dennoch auch heute eine ausgesprochene Antipathie gegen dieses Fleisch eines der reinlichsten Tiere. Viele essen es nur mit Uebervindung. Deshalb sei darauf hingewie-

sen, daß Pferdefleisch in Deutschland schon seit Jahrhunderten gegessen wurde. In einer alten Chronik wird erwähnt, daß im Jahre 123 nach Christi. ein Pferdefleischessen stattgefunden hat. Wir wissen aber aus der Geschichte der alten Germanen, daß diese mit Vorliebe Pferdefleisch aßen und soweit sich die Geschichte verfolgen läßt, wurde Pferdefleisch bis zum Jahre 765 nach Christi ausschließlich in Deutschland genossen. Erst als die christliche Religion Boden in Deutschland fand, wandte man sich dem Genuß von Pferdefleisch ab, weil man das Pferd als ein kostbares Haustier schätzen lernte, und es ablehnte, dieses wichtige und wertvolle Tier, den Freund der Menschen zu verpeisen. Mehr als tausend Jahre hindurch wurde das Pferd geschont, Pferdefleisch nicht gegessen. Erst der neueren Zeit ist es vorbehalten geblieben, wieder auf das Pferdefleisch aufmerksam zu werden. Es war im Jahre 1887, als der erste Hofschächter in Deutschland aufstand. Er fand bald Nachahmer, immerhin wurde nur von den Allerärmsten dieses Fleisch gekauft und genossen.

Wertung der Menschenleben.

In einer alten Kölner Chronik findet man folgende Bestimmungen über die Gangprämien für Raubwilde und Wildböden (bezeichnend ist, daß man Raubwilde und Menschen auf eine Stufe stellte). Es wurden ausgesetzt für einen Wolf 12 Reichstaler für einen Wolf 10 Reichstaler, für Einbringung eines Wildbieres 20 Reichstaler. Die Rettung eines Menschenlebens wurde dahingegen höchstens mit 3-5 Reichsthalern belohnt.

Die Anfänge des Schrankens.

In der Frühzeit der Gotik kannte man bekanntlich noch keine Tische. Zwei Holzhölzer mit aufgelegten Brettern waren die „Tafel“, die nach dem Gebrauch beiseite, an die Wand gestellt wurde. Aber damals traten bereits die Anfänge der Schränke auf, und zwar in Gestalt verschließbarer Wandnischen. Die Truhen und später Kisten waren sehr roh, weil man die Bretter nicht in gleicher Dicke schneiden konnte. Man konnte auch den Fuß oder die Kufe und Federverbindung noch nicht. Deshalb mußte dieses rohe Brettergerüst durch eiserne Bänder zusammengehalten werden. Die Schmiede- und Schlosserkunst hatte sich rasch entwickelt, und daher rührten die schmerzlichen, schönen Beschläge, die wir heute noch bei uralten Schränken bewundern. Es dauerte Jahrhunderte, bis aus den rohen Holzkästen laubere Schränke wurden, die nicht mehr gelehnt noch versetzt waren, sondern mit Nägeln zusammengeklappt wurden. Der Schrank hat sich allmählich durch die Jahrhunderte zu einem Kunstgegenstand entwickelt. Noch vor 100 Jahren war er das schlechteste Stück der Hausausstattung.

„Der gierige Hund.“

Als Friedrich der Große, auf alte Erbschaften seines Hauses gestützt, Schloßen erobert hatte, erschien in Preußen eine Schrift, betitelt „Der gierige Hund“, worin der Verfasser gegen eine ungenannte Persönlichkeit von hohem Rang zu Felde zog. Die preussische Justiz war der Ansicht, daß hiermit nur der König gemeint sein könne, und machte dem Verfasser ungeachtet seines energischen Bestreitens wegen Majestätsbeleidigung den Prozeß. Kurz vor der Verurteilung trat jedoch ein Bürgermeister auf und erhob ebenfalls Klage gegen den Autor mit der Begründung, daß die Schmähschrift sich gegen ihn und nicht gegen den König richtete. Dies kam dem angeklagten Schribenten natürlich sehr zustatten. Der König aber lachte herzlich über den „eiferfüchtigen“ Bürgermeister und er wies seine übereifrigen Beamten zurecht mit dem Bemerkung, sie müßten „doch nicht jede Albernheit und alles dummes Zeug auf ihn (den König) beziehen“.

Ausgerechnet in Frankreich!

Bei unseren westlichen Nachbarn ist man jetzt damit beschäftigt, der Menschheit einen Hymnus auf den Frieden zu beschreiben. Und zwar wird auf die Anregung eines Herrn Caen-Thurner ein internationaler Wettbewerb zu diesem Zwecke organisiert. Die Minister Briand und Herriot sowie der Kardinal Dubois haben das Patronat übernommen. „Hoffen wir“, sagt ein französisches Blatt, „auf die baldige Wiederkehr des goldenen Zeitalters, da noch die friedlichen Schächer auf der Flucht sind, die pastorellen Melodien bliesen. Aber wir wollen auch zu den arkadischen Göttern flehen, daß die frommen Schöpfung nicht plötzlich wieder wird werden.“ — Dem französischen Zeitungsmanne kommt es selbst nicht ganz geheuer vor, daß ausgerechnet in seinem kriegsgeplagten Lande ein Wettbewerb zum Frieden ausgeschrieben wird.

Elefanten als Begebauer.

Im Norden des früheren deutschen Schutzgebietes Südwest-Afrika bieten vielfach die Elefantenmehel die einzige Verbindungsmöglichkeit zwischen den verschiedenen Wasserstellen. Als Baumeister dieser Wege (Pfad) nehmen die Elefanten aber auch die Ausübung der Verkehrsarbeit für sich in Anspruch, deren wichtigste Verordnung dahin lautet, daß die Pfad den Menschen nur bei Tage zur Verfügung steht, bei Nacht aber unbedingt frei zu machen ist. Die streng die Elefanten auf die Befolgung dieser Regel halten, mußte kürzlich ein Farmer erfahren, der nachts seine Ochsenkarre auf der Pfad hatte stehen lassen. Am nächsten Morgen fand er sie auf einem Baume wieder. Ueber den Verbleib der Ochsen wird nichts berichtet; wahrscheinlich sind sie als „Polizeistraße“ beschlagnahmt worden.

Ein tausendjähriges Dorf.

Es dürfte nicht viele Dörfer im deutschen Vaterlande geben, die auf ein geschichtlich nachweisbares Bestehen von tausend Jahren zurückblicken können. Das Dorf Breidenbach im Kreise Biedenkopf, bekannt durch seine alten Volksbräuche und schönen, kleidsamen, farbenprächtigen Trachten, schaut auf ein über tausendjähriges Bestehen zurück. Gegründet wurde das Dorf durch den Herzog Eberhard von Franken, den Bruder des Königs Konrad I., des Begründers der Stadt Kassel, der im oberen Rheinlande seine Hausmacht hatte, und in dessen Nachbarschaft der Herzog Eberhard seinen Dörferbau besaß. Dieses Gauenamt ging an die Grafen von Wittenstein, die später eine große Rolle spielten, über, wurde im 17. Jahrhundert heftig und kam 1866 zu Preußen. Interessant ist, daß sich das Dorf in seinen Grundzügen noch so wie bei der Gründung erhalten hat.

Der Maharadscha und die Kuh.

Es gibt viele indische Fürsten, die der europäischen Zivilisation durchaus nicht feindlich gegenüberstehen. Aber sie müssen auf den Geisteszustand ihrer Untertanen Rücksicht nehmen. Jüngst wollte ein Maharadscha in seinem Lande eine Lokomotive einführen. Unglückslicherweise wurde gleich bei der ersten Fahrt eine Kuh überfahren. Da nun die Kuh in Indien heilig gehalten wird, so ist der Fürst gezwungen, sich in einem jahrelangen Verfahren von dieser Sünde zu reinigen und erhebliche Summen dafür zu zahlen. Als Heilungsmittel für kranke Kühe hat man übrigens in Indien die „Gangaias“ oder „Puripatras“ eingerichtet. Trotzdem geben 90 vom Hundert der indischen Kühe weniger als ein Liter Milch täglich. Man ehrt die Tiere zwar sehr, aber ihre Ernährung ist unzureichend.

Ein unerzähllicher Gast.

Bei einem Maskenball, den Ludwig XV. im Versailles Schloss gab, fiel es auf, daß das mit ausserordentlichen Vorkehrungen besetzte Wärfel sich überraschend schnell leerte, so daß die Bedienten trotz aller Anstrengung die Lücken kaum wieder schließen konnten. Das Merkwürdigste war, daß eigentlich nur ein Gast ein gelber Domino, diese ungewöhnliche Leistung vollbrachte. Er vertilgte unglaubliche Mengen der köstlichen Speisen und Getränke, vertilgte dann den Saal, erschien aber nach knapp fünf Minuten wieder, um von neuem mit ungeschwächter Kraft eine nicht minder gute Leistung zu vollbringen. Das wiederholte sich nicht nur ein paarmal, sondern fortgesetzt, so daß man den anfänglich gehegten Glauben an einen Scherz des Marqualls von Sachsen, der wie auf dem Schlachtfeld so auch an der Tafel als gewaltiger Kämpfer bekannt war, aufgeben mußte und von abergläubischer Furcht vor einem Spuk ergriffen wurde. Schließlich folgte ein Offizier der Garde dem gelben Domino, als dieser wieder einmal den Saal verließ, und gelangte durch Korridore und Keller, über Treppen und Höfe vor das Wärfelhaus der Schweizer. Hier fand der Spuk seine Erklärung. Die modernen Krieger zogen einer nach dem anderen den gelben Domino über ihre Uniform bekleideten das Fest des Königs und ließen sich die Herrlichkeiten munden. Dem Hunger einer ganzen Kompagnie Schweizergarde war allerdings die für die Hofgesellschaft bestimmte Tafel nicht gewachsen.

Verantwortlich: S. G. e. m. e. l. m. a. n. n. Altana Druck und Verlag: P. A. S. a. n. t. Altana.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 37

Mittwoch, 14. September

1927

Eine stramme Tageswanderung zwischen Ruhr und Lenn

Diesmal benutzen wir eine Sonntagskarte bis Arnsberg, zur Rückfahrt aus dem Neuenrader aus gültig, steigen jedoch schon in Neuenrader auf dem Zuge.

Vom Bahnhof Neuenrader steigen wir aus und gehen zunächst rechts der Freiheit Straße zu, bis wir nach einer Viertelstunde zur Hauptwanderstrecke 24 des Sauerländischen Gebirgsvereins kommen. Für den ganzen Tag soll uns die Nummer 24 begleiten, immer fühlend, zunächst im Röhrl, dann übergehend ins Sauerland, wo zur Zeit an einer neuen Riesentalpforte gearbeitet wird, zum höchsten Berge des heutigen Tages, der Wildenwiese, mit einem der umfassendsten Rundblicke des Sauerlandes und zum Schluß steilabwärts ins tief eingeschnittene Lennetal. Die gut stündliche Wanderung erschließt uns neue Weiden in die unendlich vielen Täler des Sauerlandes und läßt uns Land und Leute immer mehr lieb gewinnen. Zunächst also bleiben wir bis zur Kreuzung mit der Wanderstrecke 1 unter Verhütung des herrlichen Siedlinger Parks, im Tal der Ruhr, steigen dann bis zum Sattel des



Blick vom Hohen Vennfeld ins Vennetal.

Wäldchen aufwärts, machen oben eine spitze Kehre und wandern bergab bis zum kleinen Tüpfchen Sacken, überragt von den Ueberresten der einstigen Ritterburg. Das kurze Stüchchen Landstraße bis zur Papierfabrik wird uns bald wieder herrlicher Hohenwald, während wir höher und höher klettern bis „Aufm Stück“ (428 m). Zur Abwechslung geht's dann auf wieder bergab bis Illingheim und bald jenseits der Landstraße bis Allendorf, dem Sauerbachtal entlang. Bis Allendorf haben wir gut 5 Stunden Wegs hinter uns. Ehe wir die 220 m Steigung, die wir in 40 Minuten zu überwinden haben, bezwingen, halten wir kurz Rast. Haben wir aber die Höhen des Hohenwaldes und gleich dahinter des Juchtenberges gewonnen, so werden wir durch die schattigen Waldwege für den steilen Aufstieg entschädigt. Die nächsten 1 1/2 Stunden bleiben wir auf der Hochfläche, um endlich die Höhe des Schomberges, auch Wilsch Wiese genannt, mit 648 m Höhe gleich links von der Wanderstrecke zu berühren. Wir wollen nicht veräumen, die wenigen Schritte bis zur Kuppe zu gehen, um gerade die Rundschau von hier aus als schönsten Abschluß der heutigen Wanderung in uns aufzunehmen. Mehrliche Weiden hat man nördlich vom Hohen Vennfeld. Der steile Aufstieg an den wenigen Häusern von Glinge vorbei und dann im Tal des Glingebachs zum Bahnhof Rönkhausen, zuletzt

über die Bienenbrücke, nimmt noch gut 1 1/2 Stunden in Anspruch. Sehenswert ist in Glinge ein einzelnes echt sauerländisches Bauernhaus links vom Wege. Es war heute ein strammer Tag, aber auch unergiebig schön, in solch reichhaltigem Naturgenuss zu schwelgen. Für die nächsten Arbeitstage haben wir frische Kraft und neuen Mut gewonnen.

Von Rönkhausen aus können wir unsere Sonntagskarte zur Rückfahrt benutzen. Wir haben diesmal die Karten Arnsberg und Altenaer vom Sauerlandkarte 1:50 000 vom Sauerland-Verlag zu Jülich benutzt.

Die Farbe der Weltmeere

Von Hermann Petersen.

Jeder kennt die blaue Farbe des Ozeans, hat wenigstens von ihr gehört. Graublau ist die offene See im hohen Norden, blaugrün in gemäßigteren Breiten, während sie in wärmeren Zonen die tiefblaue Farbe, das saure Indigo, zeigt, die das Entzünden aller Bilder, die es je gesehen haben. Am Horizont hebt sich das intensive Kobaltblau scharf gegen den etwas bläulichen Himmel ab, an Stellen wiederum, wo tief Unten befinden, nimmt das Wasser eine mehr oder weniger grüne Färbung an. Bei sehr geringer Tiefe schimmert der Sand oder der mit feinem Kalk bedeckte graue Boden durch. Zieht eine Wolke an der Sonne vorbei, zeigt sich auf der Meeresoberfläche ein graublauer Schatten. Nichts liegt also näher, als daß man die blaue Farbe der See, besonders in südlichen Breiten, dem Widerspiegeln des Himmelsblaus zuschreibt. Unsere Nordsee mit ihren wenigen Sonnentagen ist allerdings selten blau, jedenfalls in den ziemlich feuchten Küstengewässern; meist zeigt sie die düstere, graue Farbe, die wir bei bedecktem Himmel wahrnehmen. Wie erklärt sich nun beispielsweise die Farbe des Ozeans? Sie entsteht aus dem Zusammenwirken verschiedener Faktoren, von denen die Intensität des Lichtes nur einer ist. Der Grund für die blaue Farbe liegt, bildlich wie buchstäblich gesprochen, tiefer. Es sind in erster Linie die Lichtstrahlen, die ins Wasser einfallen und von ihm wieder zurückgeworfen werden und unser Auge treffen. Wenn das Licht unter zu kleinem Winkel einfällt, wie es bei tiefem Stande der Sonne der Fall ist, so wird es ganz zurückgeworfen, und es entsteht die von den Dichtern mit Vorliebe besungene glitzernde Sonnenbahn. Die gleiche Erscheinung tritt auf, wenn kleine Wellen oder Furchen über die Wasseroberfläche tanzen. Steht die Sonne höher, so dringt das Licht in das Wasser ein und zwar in verschiedener Weise je nach der Farbe der Lichtstrahlen und dem Brechungsindex des Wassers. Die für uns unsichtbaren infraroten Wärmestrahlen des Spektrums werden schon dicht unter der Oberfläche absorbiert. Die roten Strahlen gehen bis auf 500 Meter Tiefe, und noch weiter fallen die folgenden Farben ein, orange, gelb und grün. Die grünen Strahlen erreichen die blauen und die wieder nicht sichtbaren ultravioletten Strahlen, die bis zu 1000 Meter gelangen. Treffen nun diese Strahlen, bevor sie vom Wasser absorbiert sind, auf einen Weg einen auch noch so kleinen Gegenstand, so können sie an die Oberfläche zurückgeworfen und damit von unserm Auge wahrgenommen werden. — In den meisten Fällen findet es die blauen Strahlen, die einen solchen Weg nehmen, und daher erscheint das Wasser uns blau. Mächtiger der Stärke des Lichts spielt die Durchdringung des Wassers hier eine große Rolle. Man milt diese durch das Versinken einer runden Metallscheibe von 40 bis 50 Zentimeter Durchmesser, meist weiß gestrichen, un-

tersucht nun, in welcher Tiefe diese Scheibe für unser Auge noch eben sichtbar ist. Bei genügendem Abstand von der Küste wird die Scheibe unsichtbar in der Ostsee bei einer Tiefe von 10 bis 13 Metern, in der Nordsee bei 13 bis 20 Metern, im Mittelmeer erst bei 45 bis 55 Metern und im Indischen Ozean bei 45 bis 50 Metern. Ja, in der unendlich durchdringlichen Sargasso-See im nördlichen Atlantik zwischen den Azoren und Bermuda ist die Scheibe auf 66 Meter Tiefe noch gerade sichtbar. — Erübungen des Wassers beeinflussen die Durchdringung in hohem Grade. Aus Untiefen wird nach schweren Stürmen und bei starkem Seegang seiner Sano aufgewühlt. Doch auch weit draußen, wo der Einfluß des Grundes und naher Küsten nicht mitpricht, kann das Seemasser eine andere Färbung annehmen. Hier sind es kleinste Lebewesen, Tiere sowohl wie Pflanzen, die man unter dem Namen Plankton zusammenfaßt, die das Wasser grünlich färben, wenn sie in großen Massen auftreten. Es sind besonders die Diatomeen, einzellige Kieselalgen von meist grünbläulicher Färbung, die großen Einfluß auf die Farbe des Wassers ausüben. Ungezählte Milliarden solcher Diatomeen kommen vor allem in kalten und gemäßigten Küstengewässern vor, wo sie das Urnahrungs-mittel der Seetiere bilden. Ihre Körperchen wirken wie unvollkommene Spiegel, die das auffallende Licht zurückwerfen und dem erfahrenden Seemann in unseren Breiten schon an der Färbung des Wassers den Uebergang von der Tiefe der hohen See zu den seichteren Küstengewässern erkennen lassen.

Lichtstärke, Tiefe, Durchdringung des Wassers sind mithin die wichtigsten Faktoren, welche die Farbe des Seewassers bestimmen. Vorkommen reines Wasser würde bei genügender Tiefe für uns völlig schwarz erscheinen, da alles einfallende Licht absorbiert würde; jedes Wasser kommt in der Natur nicht vor. Je ärmer die See an Plankton ist, also weit draußen im Ozean wie in der erwähnten Sargasso-See, desto blauer ist das Wasser. Am klar abgezeichneten Horizont scheint die Färbung noch tiefer zu sein als die des Himmels darüber. Das kommt daher, daß der aufsteigende Wasserdampf den Himmel am Horizont bläuer erscheinen läßt als im Zenith, selbst wenn keine Wolken da sind. Dunkle Wolkenfahnen verändern das Bild. Uebrigens ist der Eindruck, den die Farbe des Seewassers auf uns macht, größtenteils optische Täuschung, da allerlei gestreutes Licht auf unser Auge einwirkt. Das Rote Meer dürfte seinen Namen, der übrigens schon im Altertum auftritt, dem Vorkommen eines roten Drahtwurmes (trichodesmium) verdanken, der in unendlichen Mengen, zu wahren Wäldern vereint, dem Meere seine charakteristische Färbung gegeben zu haben scheint. Vielleicht hat bei der Benennung auch die Färbung des Wüstensandes und der roten Felsen an der Küste mitgesprochen. Das Gelbe Meer führt seinen Namen auf die Massen von Vögeln zurück, die von dem So-Hang-See weit in die See hinaus gespült werden. Beim Schwarzen Meer liegt die Sache anders. Natürlich ist es nicht schwarz. Die Bezeichnung scheint auf alte griechische Seefahrer zurückzugehen, die ihn „Pontus axinus“ das „ungastliche Meer“ nannten, weil die felsige asiatische Küste keinerlei Häfen aufwies und ringsum barbarische Völkerschaften wohnten. Als später aber doch griechische Kolonien am Schwarzen Meer entstanden, wurde die Bezeichnung „axinus“ in „eurinus“ (gastlich) geändert, sei es aus einem Hang der Griechen zum Euphemismus.

Wenn es nun auch kein „blaues Meer“ gibt, so wird doch die große Meeresströmung, die

von Japan nach Kallifornien“ hinüberführt. Kuro-Schiro genannt, das heißt „blaues Salz“. In der Tat zeichnet diese Strömung, wie auch der Golfstrom im Atlantik, sich durch eine tief- blaue Farbe aus, die als Kontrastwirkung be- sonders dann auffällt, wenn der Golfstrom am Rande der Neuseeland-Bank senkrecht auf die kalten grünen Wasser des Labradorstromes trifft und dabei in Streifen auseinanderfließt. Der höhere Salzgehalt des wärmeren Wassers kann die Farbe sicherlich beeinflussen, entschei- dender ist aber wohl der Reichtum an Plank- ton-Organismen, die in dem kälteren Wasser im Myriaden leben, während das Plankton im Golfstrom viel seltener, wenn auch den Arten nach mannigfaltiger ist. So bilden auch hier, in der Nähe gefährdender, nebelreicher Kü- sten und in einem Gebiete, wo die Gefahr der Eisberge besonders groß ist, grüne Streifen im dunkelblauen Wasser für den Seefahrer ein Warnungszeichen. Aus dem oben Gesagten folgt auch, daß das grüne, nicht das blaue Wa- ser für das Leben der See das wichtigere we- an Nahrungsmitteln reichere zu sein scheint. Man kann dies nicht härter und treffender ausdrü- ken als mit den Worten eines Teilnehmers an einer deutschen Tiefseepedition, der Blau als die „Wüstenfarbe der Weltmeere“ bezeichnete.

Der Fürstenstein

Brief aus Liechtenstein von Otto v. B.

Baduz.

Sohe Alpen meine Bächler Und mein Wall der deutsche Rhein. Renne mich ein „glücklich Eden“, Renne Du mich „Liechtenstein“. Nicht der Städte falschen Schimmer Kenn ich, Dörfer Frieden nur Und der Alpen Himmelsblüte, Und die still bewohnte Flur.

Mit diesem Hymnus beginnt der amtliche „Führer durch das Fürstentum Liechtenstein“. Hoch schlug mein Herz, als ich die Verse las. O glücklich Eden, darin die Poesie noch ungestraft so fein- und beinerweichend jüngen darf. Der als Wall offenbar massiv gebaute Strom — nicht der Städte falscher Schimmer (schäm dich, Berlin!) — Dörfer Frieden (hopp-la, Begasus!) — Himmelsblüte — auf nach Liechtenstein!

Für westliche Leser sei zur Erdkunde nur soviel gesagt, daß zwischen Vorarlberg, Graubünden und St. Gallen ein winziges Stück Gebirgs- und Flachland von Grenzpfählen umgattert ist, innerhalb deren 16 Ortschaften, verteilt auf 10 Pfarreien und elf politische Gemein- den, 11.000 Menschen, 6-7000 Kinder und ein zahlenmäßig nicht gebuchter Auftrieb von Kleinvieh und Jagdgetier den Begriff Liechten- stein bilden (Längsausdehnung 30 Kilometer; Zeit der Durchwanderung 6 Wegstunden.

Ein Postauto, von einem blaurot bemalten Fahrer gelenkt, vermittelt den Verkehr zwi- schen der Station Schaan und der Residenz Va- duz. Drei Kilometer Strecke — aber die Fahrt dauert lang. Immer wieder muß der Blaubemalte halten. Immer wieder stellt sich edles Rindvieh quer über die Fahrbahn, glotzt in die Suppe, rülps Antwort, rüdt und rührt sich aber nicht.

Endlich Vaduz. Der Führer sagt „Sauptort“ Nicht Stadt. (Nicht der Städte falscher Schim- mer!) Um so besser. Ich bin nicht wild auf Städte. Mein Großvater war Bauer, und ich liebe Dörfer. Vorausgesetzt, daß es solche sind. Was aber ist jetzt dies? Es gibt solche Karika- turen, die nicht sich noch Fleisch sind, in der Nähe jeder Großstadt. Ich nenne keine Na- men. Wer dies hier ist Triumph der Stil- und Artlosigkeit. Plattmüdigste Dreifachverhöcker neben grünberankten Fachwerkgiebeln. Ein Warenhaus mit drei Allweltschäufelstern neben beschmutzten Schweineköpfen. Mist- haufen und Jauchegruben an der geteerten Straße und gegenüber ein Café.

Neben überdachten modernen Häusern, aber auch einigen entzückenden uralten Holz- häusern mehrere höchst repräsentative Baulich- keiten.“ (Sagt der Führer.) Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten. Natürlich Grammophongeplär aus Stockwerk- häusern und Raten. Ja, ja, Vaduz hat Zivilisa- tion. Aber Kulturloferes, dünkt mich, sah ich nie.

Im Café liegen die „Liechtensteiner Nach- richten“. Ich überfliege die Lokalnotizen: Maul- und Klauenseuche — Zuchttierchau — Schieres Gemitter — Musikverein Harmonie — Soher Besuch: „Seine Durchlaucht Prinz Alois von und zu Liechtenstein werden mit sei-

nem Sohn, dem durchlauchtigsten Thronfolger, Prinzen Franz Josef von und zu Liechtenstein, vom 13. bis 22. zu Besuch in Vaduz weilen und im fürstlichen Absteigquartier wohnen.“

Es ist noch früher Nachmittag. Eigentlich wollte ich über Nacht im Städtchen — Verzei- hung: im Sauptort — bleiben. Aber die Berge locken. Bis zum Alpenhauhaus Café 3 Stun- den. (Sagt der Führer.) Eine halbe Stunde hinan, 100 Meter über der Talsohle, auf ge- stürmter Felswand das Schloß. „Im 13. Jahr- hundert erbaut, 1499 ausgebrannt, bald darauf wiederhergestellt.“ Geschenkt, geschenkt! Ich beile mich, vorbeizukommen.

Gastel.

Sieh, in Licht und Schatten schön verbunden, grüßt entwirrt, was drunten Jrral war! Und je höher du emporgesunden, wird das Leben groß und weit und klar.

Ja ist's denn möglich, daß die Welt so sich wandelt? Ist dies beglückende, hinreichend schöne Panorama zu deinen Füßen noch Liech- tenstein? Mit jedem Tropfen Schweiß schmilzt ein Klumpchen Graß und Haber, und mer trotz mackelnder Knie, schnaufender Kehle und durch- weichten Hemdkragens mit unbändig frohem Setzen zum Sonnenuntergang in Gastel lan- det, das ist ein von Grund aus anderer, Besser- es, als jener war, der drunten in Söhe, Staub und Dampfschicht stöhnte. O unbegreifliches, überschwängliches, nie zu erschöpfendes Glück der Berge! Köstlicher Lohn, der die unverdor- bene Mühe segnet! Unzählige Male bedichtet und beschrieben, dennoch immer wieder tiefer erlebt und inniger empfunden, und schließlich schweigend und ohne jedes literarische Proto- koll ausgekostet als etwas, das letzten Endes in Wort und Form und Bild doch nicht zu ban- nen ist.

Ein alter, 82jähriger Medikus mit Kindern und Enkeln und wenigen fast Familie gewor- denen Personal betreut das kleine Anwesen. Rüstig und unbeugt steigt der helläugige, immer noch lebensfrohe Patriarch auf Matten und Hängen umher, inspiziert die Sennerie, die Seumach und Wiesendüngung, die Stall- und Hütungen, läßt von früh bis spät den Tabak nicht kalt werden, trinkt zu jeder Tageszeit sein Schöpplein selbstgebackenen Rotwein und lächelt, wenn die Sommergäste ihm was von ihren Nerven erzählen.

Unvergesslicher Tag: Aufstieg in die Hoch- welt der Liechtensteinschen Alpen. Unmittelbar in den Fels gesprengt von Spazierstockbreite, die und da durch Drahtseil und Geländeer- schicht, führt der sog. Fürstensteig an den ge- klüfteten Abhängen der Alpsee hinan, mündet über zerstückten Steinwand auf dem Gasteisat- tel und leitet über die hintere Wabachung des Drei - Schwestern - Grates zur Ruhgratspitze. In großartiger Arena gruppiert sich der Gip- selgürtel der österreichischen und schweizeri- schen Rieser. Nur nach Norden bleibt, um das Zirkusgleichnis zu mahnen, Zugang und Aus- gang in die Uferlosigkeit der Ebene. Ueber das Rheintal hinweg schimmert der Bodensee, Ein- dau streckt sein buntfarbiges Jünglein ins fil- bergraue Wasser, und darüber hinaus ver- schwimmen Bayern und Württemberg im flie- henden Duft der Ferne.

Quaslos über den warmen Fels gleitet die Mittagsstunde. Und doch ist sie wie ein brau- sender Choral, zu dem die Stimmen der stei- nernen Stimmen Minder ringsum zusammenbran- den. Ein spielerisch oft geheimer, kindlich-tief- sinniger Gedanke huscht vorüber. Wäre mein fünf-Sinne-Apparat anders geschaltet, könnte ich Klänge sehen und Bilder hören, — welch unausdenkbar aufwühlende Musik wäre jetzt um mich in der ewigen Symphonie dieser uralteitlichen Bruderschaft! Torheit — Narretei! — und doch — ist's denn so sinnlos, solches zu träumen? Wer weiß — vielleicht auf anderen Sternen — andere Wesen, Gestalten, Brüder —

Glockenstimmen summen aus der Tiefe. Got- ter spielen mit ihrem Wiberhall hinüber und her- über. Herdengedult auf fernen Matten ver- schmilzt im schon abgestimmten Dreiklang seiner Schellen. O sag', mein Herz, ist dies nicht Ar- kadien? So ist es heut', und so war es hier im Land auch vor einem Jahrzehnt, als die Söhne fahigalüberbüderte Völker ihre Leiber in den Wäldern von Ost und West warfen. Keine Mutter, keine Schwester, keine Gattin oder Braut hat hier gebogt. Sie haben über die um- erhöhte Schwere der Zeit gescholten, in der man Brot buk aus einem Nehl, das sonst die Schwe- ne fraßen — und haben während der vier Jahre, da die Welt in Flammen stand, Neben gebaut und Herden geredet, geliebt, gelacht und ge- lobt — Arkadien.

Der Weltreisende

Die Welt lebt heute im Zeichen der Ozean- fähige, es werden Reisen im Flugzeug, mit der Eisenbahn und selbst zu Fuß gemacht. Ein Re- hord schlägt den anderen. Als daher neulich ein alter Odenburger seiner Stammtischrunde, die sich gerade mit diesem Thema beschäftigte, die Frage vorlegte, ob es wohl möglich wäre, heute eine Reise nach Ägypten, Persien, Si- berien und Amerika per pedes in der Zeit von vier Wochen zu machen, erklärte man eine sol- che Reise in dieser Zeit für ein Ding der Um- möglichkeit. Trotzdem erklärte der alte Oden- burger, in der angegebenen Zeit die Weltreise machen zu wollen und gern wettete man mit ihm in der Ueberzeugung, daß er doch ver- loren müßte. Die vorgeschlagene Frist von vier Wochen unter dem moegutigen Weltreisenden gewährt. Genau nach Ablauf der Frist wollte man ihn am Stammtisch wieder erwarten und zwar mit den Bescheinigungen der von ihm an- geführten Ortsbesuche. Tatsächlich war an- deren Tags der alte Odenburger verschwunden. Man sprach diese vier Wochen lang über sein Unternehmen und war schließlich, als die fest- gesetzte Zeit abließ, doch gespannt, wie sich die Weltreise entwickelt hatte. Am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde war die Stammtischrunde vollständig versammelt. Es fehlten nur noch einige Minuten an der fest- gesetzten Zeit. Man war sich, da der Weltrei- sende immer noch auf sich warten ließ, bereits darüber einig, daß er irgendwo eingestrich- worden sei, als sich plötzlich die Tür öffnete und der alte Odenburger, angehen mit einem Reise- geräth, dem man unschwer angelegte Markschleifungen ansah, auf der Schwelle er- schien. Gewissenhaft wurden seine Papiere geprüft, und tatsächlich er brachte Bescheinigun- gen mit, daß er in Olmitz, in Jericho und Ni- nive, in Samaria, Ägypten, Persien, Äthiopien, und selbst in Amerika gewesen war, nur — und da machten die Stammtischgäste lange Ge- sichter — diese Orte lagen sämtlich in Oden- burg. Es waren kleine Stätten, die man selbst in diesen Ortsverzeichnis nicht aufgeführt findet. Der alte Odenburger hat also nur im Odenburger Land ein bißel wandern gemußt, um eine hübsche Wette zu gewinnen, während der übrigen Zeit hat er sich sogar bei Verwand- ten aufhalten können. Der Geographiestunde, die er seinem Stammtisch erteilt hat, will man ihm jedoch niemals mehr verzeihen.

Napoleons schwache Stunde

Man wird es nicht glauben wollen, und auch in der Geschichte keine Bestätigung finden, daß Napoleon in der entscheidenden Stunde, als er den Umsturz vollführen wollte, völlig versagte. Die Geschichte malt von diesem Mann ein ganz anderes Bild, läßt bei ihm keine Schwäche auf- kommen, behauptet, der große Napoleon sei in seinem Leben nie schwach gewesen, nicht einmal zu Frauen. Die „Erinnerungen von Josef Fouché, Polizeiminister Napoleons 1.“, die im Jahre 1824 zum ersten Male herauskamen, machten deshalb großes Aufsehen, weil sie Dinge enthüllten, die den Wenigsten bekannt waren. Besonders interessant ist der Abschnitt, der von der Schwäche Napoleons in der ent- scheidenden Stunde berichtet. Und da der napo- leonische Polizeiminister besser unterrichtet war, als jeder andere, kann man seinen An- gaben glauben. Er schildert, wie Napoleon den Umsturz vorbereitet hatte, wie er im Rat der Ältern auftrat und den Sieg davontrug, und wie er sich dann zum Rat der Hundert be- gab, um auch diese für sich zu gewinnen. Er trat mit vier Grenadiere in den Saal ein, wäh- rend er die anderen am Eingang zurückließ. Raum aber hat er, so erzählt Fouché, den Saal betreten, als sich der Versammlung die größte Unruhe bemächtigte. Alle Mitglieder saßen auf und bekundeten durch laute Rufe, welchen Ein- druck das Erscheinen der Bajonette und des Generals auf sie hervorruft, der mit militäri- scher Gewalt in den Tempel der Gesetzgebung eindringt. „Sie verletzten das Heiligtum der Gesetzgebung.“ Sie schrien sich zurück! riefen ihm mehrere Abgeordnete zu. Mehrfache Rufe zeigten die Empörung. Vergeblich versuchte Bona- parte, als er an der Tribüne angelangt war, einige Sätze zu stottern. „Es lebe die Verfassung!“, rief er. „Nieder mit dem Cromwell!“ Wieder mit dem Tyrannen! Erklärte den Diktator für vogelfrei! Einige Abgeordnete stürzten auf ihn und stoßen ihn zurück. „Du willst also mit deinem Vater- lande Krieg führen!“ schrie ihm Arena zu und

zeigt ihm die Spitze eines Dolches. Als die Grenadiere ihren General erblinden und man- ken sehen, durchschreiten sie den Saal, um einen Wall um ihn herum zu bilden. Bonaparte läßt sich in ihre Arme gleiten, und man trägt ihn fort. Als er, der den Kopf verloren, auf diese Weise befreit war, setzte er sich von neuem zu Pferd, galoppierte davon und ritt auf die Brücke von Saint Cloud. „Sie haben mich er- mordet wollen!“ rief er seinen Soldaten zu. „Sie haben mich für vogelfrei erklären wollen! Sie wissen also nicht, daß ich unverwundlich, daß ich der Donnergott bin!“ Murat traf ihn auf der Brücke: „Es leuchtet mir nicht ein“, sagte er zu ihm, „daß der, welcher über so viele mächtige Feinde triumphiert hat, solche Schwä- chen fürchten soll.“ Vorwärts, General, lassen Sie Mut, und der Sieg ist unser!“

Napoleon kehrte darauf um und zeigte sich von neuem seinen Soldaten. Er verhandelte darauf mit den Generalen über einen Hand- streich, während in der gefegebenden Ver- sammlung der Tumult weiterging. Man ging dort soweit, von dem Präsidenten Lucien, dem Bruder Napoleons, zu verlangen, er solle eine Abstimmung darüber stattfinden lassen, daß Bonaparte für vogelfrei erklärt werde. Lucien weigerte sich und legte den Vorstoß nieder. In diesem Augenblick drangen wieder Grenadiere in den Saal, die ihn aus dem Saal holten und ins freie brachten. Man war jetzt entschlossen, gegen die Versammlung Gewalt anzuwenden. Der Bruder Napoleons, der im Augenblick der stärkste war, stieg zu Pferde und verlangte als Präsident den Bestand der Gewalt, um die Versammlung aufzulösen. Er rief die Grena- diere mit sich fort, die in geschlossenen Kolon- nen unter Führung Murats in den Saal der Hundert eindringen, während der General Moutins zum Angriff blasen ließ. Als der Saal unter dem Wirbel der Trommeln und dem Geschrei der Soldaten genommen wurde, spran- gen die Abgeordneten aus den Fenstern, ent- ledigten sich ihrer Logen und liefen davon. Bonaparte verdankt, so stellt Fouché fest, den Ausgang hauptsächlich der Energie seines Br- ders Lucien, der Entschlossenheit Murats und vielleicht auch der Schwäche der Generäle, die nicht einmal wagten, offen aufzutreten, obgleich sie ihm feindlich gesinnt waren.

Kirchweih

Der Tag, an dem das Gotteshaus einer Ge- meinde die kirchliche Weihe empfangen hat, wird in vielen Ländern, besonders auf dem Lande, in Mitteleuropa und im Süden unseres Vaterlandes festlich begangen. Aus diesem An- laß, der oft in diese heilige Hochsommerzeit verlegt wird, finden religiöse Festlichkeiten statt, nach deren Erledigung die freudige Stimmung ihre weitere Betätigung auf das weltliche Gebiet überträgt und einen Feiertag für Alt und Jung erleben läßt.

Schon am Vorabend beginnt auf den sonst so friedlichen Höhen ein grausames Wirben unter den Wierflüssen und namentlich unter dem Ge- stügel aller Art, der Kirchweihrauten wird vor- bereitet, die Kirchweihrauten, dieses schmuck- hafte, schmuckreiche Gebäck zugerichtet, und schon am Vorabend empfängt die Familie und das Ge- sinde einen Vorstoß auf diese leckere Speise, mit der am kommenden Nachmittag die Gäste aus Nah und Fern bei langen Kaffeesteln be- dient werden.

Raum hat die Morgenröte den ersten Grüße gesendet, donnern Böllerschüsse in die Weite. Ein kräftiges Frühstück stärkt zum Kirchgang. Unter dem Geläut sämtlicher Glocken wandert dann die Gemeinde in das festlich geschmückte Gotteshaus, in dem zu Ehren des Hochtages und des Kirchenpatrons alles geschieht, was bei einer solchen Feier möglich ist.

Sat der Himmel seinen Tribut empfangen, dann beginnen die weltlichen Freuden. Oenan steht: Essen und Trinken — aber auch nicht zu wenig! Gleich nach Beendigung des Gottes- dienstes öffnet schon der gastfreundliche Dorfwirt die Pforten seines Saales und vollzieht ge- räumlich das Amt des „Anstichs“. Aber punk- tlicher als sonst wird die Festlichkeit unter- brochen. Zu Hause dampft die Schüssel mit Rindfleisch — solide Sechsfünfervollgeschosse — auf dem Tische. Wie die Emmerier in Ballhalla haben die Seugabehelben auf den nimmer alle- werdenden Schweinebraten ein, oder der Haus- vater mit Familie erlaubt sich an einem knusprigen Federvieh. In der Ecke liegt ein Fäßchen aufgedacht, von dem man nicht singen kann: „Es wurde nimmer leer.“

Ist diese Feierlichkeit zu Ende, dann haben Alt und Jung die größte Eile, in das Wirtshaus zu kommen; dort brummt schon der Bass, die Kla- rinette zeternd wie ein auf den Schwan gekehr-

ner Hund, und die Polkaune ruft — nicht zum Weltgericht — sondern zum Tanz. Die höchste Fröhlichkeit entfaltet sich, während die Paare ihren Rändler, Schuhplattler drehen. Nicht selten aber wird die Luft unterbrochen, wenn plötzlich ein Maßkrug flügel kriegt und sich auf dem Schadel eines Festbesuchenden niederläßt. Ein allgemeiner Aufstand erhebt sich; meistens aber gelingt es den Dorfdiplomaten, einen frie- denschluß herbeizuführen, und dann geht die Sonne des Vergnügens von neuem auf. Der Zwischenfall hat Durst erzeugt und auch der Magen kann noch etwas leisten. Erst spät, wenn die Musiker streiken, macht sich das fröh- liche Volk auf den Heimweg, paarweise und ein- zeln, oft mühselig und beladen. Der schöne Kirchweihtag ist zu Ende.

Soll der Weiße kommen?

Von E. v. Unger - Sternberg.

Durch den dunkelsten Kongo wird eine Ei- senbahn gebaut. Rings herum ist undurchdring- licher Urwald oder Sumpfe, in denen Herden von Flußpferden sich im Schlamm wälzen, Kro- kodile lauern und aus denen Fieberdämpfe steigen. Die einzelnen Arbeiterposten stehen 300 Kilometer und mehr voneinander ab, und an der Spitze eines jeden dieser weitvergesse- nen Stationen steht ein einziger weißer Chef, umgeben von einer schwarzen Leibgarde und von einigen tausend schwarzen Arbeitern. Er ist mit den Rechten eines kleinen Gottes aus- gestattet, bezieht ein großes Gehalt und kann, wenn ihn die Einkamkeit nicht wahnsinnig ge- macht und das Chinin ihn vor dem Fiebertode gerettet hat, oder die Wälder ihn nicht auf ei- ner Jagdstreife aufgefressen haben, sich nach ei- nigen Jahren sorglos in Europa zur Ruhe set- zen.

Als Chef einer dieser vorgeschobenen Kongo- stationen findet sich auch ein früherer russi- scher Ingenieur-Offizier, der nach Afrika ver- schiften war, und im Kongo Dienst genommen hatte. Da seine Hauptaufgabe neben der Ober- aufsicht über den Gang der Arbeiten darin besteht mit den Negerhaupteingelassen Freundschaft zu schließen, so jagt und fesselt zu schlichten, so hat er versucht, in das primitive Seelenle- ben der Stämme einzudringen, und hat ihre Sprache erlernt. Er hat sich sogar mit dem menschenfressenden Stamm der „Kalamapapa“ befreundet und hat ihren König besucht.

Die Neger pflegen ihre Arbeit immer mit Gesang, respektive mit einer Art von Recitatio zu begleiten. Während der Erdarbeiten am Bahndamm singen sie z. B., wie der Offizier berichtet, einen Vers, der in der Uebersetzung lautet:

„Wer ist unser Herr? Unser Herr ist ein Wei- ßer!“

Von wo ist er gekommen? Er ist aus einem Lande gekommen, wo, wie er sagt, die Sonne kalt ist!

Warum ist er gekommen? Er kam um eine Eisenbahn zu bauen!

Ist das gut? Ja, es ist gut, denn wir brauchen die Weissen dann nicht mehr auf den Schul- tern zu tragen!

Was wird uns die Bahn bringen? Sie bringt uns Tabak und Schnaps!

Ist das gut? Ja, das ist gut!

Was wird uns noch viele Weiße bringen? Sie wird uns noch viele Weiße bringen!

Ist das gut? Ja, das ist gut, die Weissen wer- den viele von unseren Frauen nehmen und uns dafür etwas schenken!

Was wird dann kommen? Dann werden noch mehr Weiße kommen!

Ist das gut? Das können wir nicht wissen! Das können wir nicht wissen!

In der Tat, wer kann es wissen, ob die Bahn der Schnaps und die Weissen im Innern des Kongo den armen Schwarzen das Glück brin- gen werden?

Der Löwe, ein Feigling!

Der englische Hauptmann Murph, der am 23. März 1921 von Beira an der afrikanischen Ostküste aus zu Fuß nach Afrika durchquerte und im Februar 1923 an der Westküste des bel- gischen Kongo anlangte, erzählte in den „Daily News“ von seinen Erlebnissen. Von dem ro- man- tischen Schleiher lebensgefährlicher Aben- teurer auf einer solchen Fahrt durch den „schwar- zen Erdteil“ scheint die moderne Zeit nicht viel übrig gelassen zu haben. E. R. Murph be- richtet nämlich: Ich brach mit fünf Pfund Ster- ling auf, kehrte aber mit 50 Pfund Sterling in der Tasche nach England zurück. Ich ver- diente sie, indem ich in verschiedenen Teilen des Landes unterwegs Arbeit annahm. Mit einem

halsben Tugend eingeborener Boys zog ich von Beira in das Herz des tropischen Afrika und fand in Süd-Rhodesia eine ausgezeichnete Jagd. Nie war ich in Verlegenheit um eine Fleisch- mahlzeit. Rhodesia wimmelte von Löwen, Bü- feln und Antilopen. Von letzteren schoß ich 33 verschiedener Arten. Der Löwe ist ein schreck- licher Feigling, außer wenn er Hunger hat oder gereizt wird. Ich bin schon Löwen Auge in Auge begegnet. Meist schloß ich nachts in den Eingeborenenhöfen, wo die Häuptlinge mich glänzend aufnahmen. Mit englisch und französisch kann man heutzutage durch das Herz von Zentralafrika kommen. Fast in je- dem Dorf war einer der eine dieser Sprachen oder beide verstand, und wenn mein Vorhaben dem Häuptling erklärt war, dann wurde mir zu Ehren in der Nacht nach meiner Ankunft ein Fest abgehalten. Während meines ganzen Aufenthaltes hatte ich niemals einen Streit mit den Eingeborenen. Eine Woche später, als ich ein Eingeborenen Dorf betrat, wurde ich von dem Häuptling begrüßt, der mir erzählte, daß eine Löwin Eingeborene aus ihren Höhlen weg- geschleppt hatte. Dann bekam ich eine Ge- schichte von weiblicher Tapferkeit zu hören. Ein oder zwei Tage vor meiner Ankunft, als die Männer auf dem Felde arbeiteten, erschien die Löwin in dem Dorf und ging in eine Hütte, wo eine Negerfrau von mehr als 60 Jahren gerade Essen kochte. Die Löwin nahm die Frau an, die aber den Topf mit dem kochenden Brei aufhob und dem Tier ins Gesicht schleu- derte. Schreiend vor Schmerz machte die Lö- win kehrt und rannte aus dem Dorf. Zwei Tage später schoß ich sie. Das Tier war geblendet, seine Augen von dem Brei verbrannt. Mit fünf Schilling kam ich in Sakania an, wo ich mich allein durch bis Elisabethville, wo ich Arbeit an den Steinbrechern der Kupfer- gruben nahm. Die achtstündige Arbeit in ei- nem zinnbedeckten Schuppen, auf den die tropische Sonne brennt, unter amerikanischen Aufsehern, die aufpassen, daß jeder sein volles Gewicht schleppt, war das schwerste Stück auf meiner ganzen Wanderung. Von Bukama ge- langte ich längs den Ufern des Kongo zu dem Stadtbezirk von Stanleyville, wo ich nur noch 1800 km von der Küste entfernt war.

Ursprung und Bedeutung des Trauringes

Jupiter — so heißt es in einer Götterfrage — schenkte dem Prometheus zur Erinnerung an eine Befreiung durch Herkules einen Ring, in dessen Mitte ein winziges Stück Felsen prangte, an welchem der Titanenjohn gefesselt war. In der nordischen Mythologie ist der Ring durch die Bräute angebetet, welche in die Unterwelt hinabführt und so mit dem Regenbogen der Himmelt die Schlangengänge der Ewigkeit bil- det. Demnach gilt der Ring schon seit undenk- lichen Zeiten als das heilige Symbol der Er- innerung, des ewigen Gedenkens. Seit uralter christlicher Zeit ist er das Symbol der Treue, der Treue eines Gemahls, der den Bund für das Leben an geweihter Stätte eingehen. Die bei uns übliche Sitte, den Verlobungsring am vierten Finger der linken Hand zu tragen, soll von den Griechen und Römern übernommen worden sein. Der vierte Finger war dem Son- nengott Apollo, der Sonne war wiederum das Gold geweiht. Ueberdies glaubte man, daß der Apollonfinger durch einen ganz besonderen Ver- mit dem Herzen in Verbindung stehe, und so wurde gerade dieses Glied zum Tragen des Ringes, der zwei Liebende miteinander vereine ausersehen. Jedenfalls haben diese Erklärun- gen mehr für sich als die Annahme, daß in früherer Zeit der Ring als ein Zeichen der Knetschaft betrachtet und deshalb an der schwächeren Hand getragen wurde. Der Ge- brauch, den wirklichen Trauring schon zur Ver- lobung anzuschaffen, und ihn bis nach erfolgter Trauung an die linke Hand zu stecken, ist eigentlich nur in Deutschland zu finden. In England und Frankreich erhält die Braut aller- dings auch einen Verlobungsring; dies ist aber kein glatter Ring, sondern gewöhnlich ein reich- verzierter Brillantring, der auch durchaus nicht der Ringfinger der linken Hand schmücken muß. Erst an den Händen der Neuvermählten erblickt man den „Weddingring“. In Spanien wird der Trauring weniger für ein Symbol als für ein Schmuckstück angesehen. Der breite, goldene Ring ist mit kostbaren Edelsteinen be- setzt und die Frauen tragen ihn nur bei be- sonderen Gelegenheiten. Immer aber zielt er den vierten Finger der rechten Hand.

E. R.